Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 36 (1994)

Artikel: Aus den Lebenserinnerungen des Johannes Heinz (1906-1988) von Flerden

Autor: Heinz, Johannes / P.M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972083

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus den Lebenserinnerungen des Johannes Heinz (1906–1988) von Flerden

Redaktionelle Vorbemerkung

Der Verfasser nachstehender Erinnerungen, gebürtiger Flerdner, war ein typischer Walser: heimatverbunden und doch so weltsehnsüchtig und vom Wandertrieb beherrscht, dass es ihn früh schon in die Fremde zog, nach Frankreich, England, Ägypten usw., um aber mit seiner Heimat gleichwohl derart verbunden zu bleiben, dass er ihr die Treue bewahrte und für seine letzte Lebenszeit auch wieder ihren Hort suchte. Hier, in Flerden, fand er am 22. Februar 1988 sein Ende. In seinen letzten Lebensjahren hielt er Rückschau auf sein bewegtes Leben. Seine Angehörigen haben die Aufzeichnungen des alten Mannes in einer schönen privaten Schrift zusammengefasst und diese uns anvertraut. Mit ihrer Zustimmung möchten wir daraus die nachfolgenden Blätter veröffentlichen. Es sind interessante Erinnerungen des Verewigten an die Kantonsschulzeit in Chur.

P. M.

Johannes Heinz in den letzten Lebensjahren.

Aus meiner Kantonsschüler-Zeit 1921 bis 1924

Die sorgfältig gebündelten Briefe aus meiner Kantonsschüler-Zeit, verpackt am 24. September 1924, habe ich nunmehr geöffnet. Schon der Anblick der feinen Schrift der Briefe meiner vor mehr als 50 Jahren verstorbenen lieben Mutter, wie auch derjenigen von Papa und Nana, haben mich sehr bewegt und gerührt. Und erst recht beim Lesen ist mir wieder zum Bewusstsein gekommen, mit welcher Liebe und Sorge mich meine Eltern umgeben haben. Doch ich will dem nicht vorgreifen.

Im September 1921 trat ich in die dritte Handelsklasse der Kantonsschule ein, nach bestandener Prüfung in allen Fächern mit Ausnahme von Italienisch, in welchem Fache ich noch einige Nachhilfestunden nehmen musste. Hatte ich doch keine Sekundarschule gehabt und war von der 8. Primarklasse direkt an die Kantonsschule gegangen.

Wieso ich mich, oder meine Eltern sich für die Handelsabteilung entschieden, ist mir bis heute noch nicht ganz klar. Im Vordergrund

stand wohl unsere übergrosse Verehrung unserer Verwandten Camenisch in Liverpool. Onkel Johannes Camenisch, der Bruder meiner Grossmutter Sinaly Heinz-Camenisch, war in jungen Jahren – es muss um 1850/60 gewesen sein – nach Ägypten ausgewandert und in die Firma Planta, die sowohl ein Importgeschäft verschiedenster Art, wie auch den Baumwoll-Export betrieben, eingetreten. Er hatte diese Stelle vermutlich durch die Vermittlung seines Vaters, Landammann Johannes Camenisch erhalten, der mit den Herren Peter und Jacques von Planta, den Firmen-Inhabern, sehr befreundet war. Er machte sehr rasch Karriere, wobei ihm, wie er selbst immer gesagt haben soll, der Umstand zu Gute kam, dass Anfang der sechziger Jahre in Alexandrien die Cholera ausbrach, die Firmen-Inhaber und die führenden Angestellten nach Europa flüchteten und die Gesellschaftsführung dem jungen Camenisch, dem allein zurückgebliebenen Schweizer, überliessen. Er scheint die Sache gut gemacht zu haben, denn als sich nach Beendigung des amerikanischen Sezessionskrieges der Baumwollabsatz äusserst schwierig gestaltete, sandten die Herren Planta Camenisch nach Liverpool, um dort eine Firma zu eröffnen. Auch dort war er erfolgreich. Er wurde Teilhaber der Firma Planta. Als er 1915 starb, übernahm sein Sohn Adolf seine Nachfolge.

Die unausgesprochene Hoffnung meiner Eltern war wohl die, dass mir dereinst eine gleiche Karriere beschieden sein werde, wie unserem grossen Verwandten. Meine Mutter meinte ausserdem, dass ich bestimmt eine gute kaufmännische Ader hätte, spielte ich doch schon von früher Kindheit an «Lädelis» und nicht mit Kühen wie die anderen Buben. Sie sagte immer: mein Johannesli will in die Welt hinaus, er ist ein viel zu aufgeweckter Bube, um hier zu bleiben. So kam es denn, dass ich immer, soweit ich mich erinnern kann, nach Ägypten wollte, ja dass dies mir nachgerade fast als eine Prädestination erschien. In dieser Auffassung wurde ich noch bestärkt durch meinen Grossoheim Richard Camenisch, Bruder meiner Grossmutter und alt Stadtpräsident von Chur. Papa und ich suchten ihn in Chur auf (er war damals schon über achtzig) anlässlich meiner Aufnahmeprüfung. Er lobte meinen Entschluss und sagte zu mir und Papa, dass wir auf alle Fälle versuchen müssten, mich bei Planta in Ägypten unterzubringen, was keine Schwierigkeiten bieten sollte, da Vetter Adolf Camenisch in Liverpool ja auch Teilhaber von Planta in Alexandrien war.

Also trat ich in die Handelsabteilung ein, zudem sich die Eignung für einen anderen Beruf sich nicht ganz klar abzeichnete. Ich hatte eine gewisse Zuneigung zum Lehrerberuf, aber Papa war dagegen. «Du kannst nicht singen» und folglich taugst Du auch nicht als Lehrer. Papa war selbst Lehrer gewesen, aber für den Lehrer-Beruf hatte er nichts übrig und noch weniger für den Bauernberuf. Nicht, dass er das «Puren» nicht geliebt hätte, aber er sah darin absolut keine Zukunft. Der einzige Beruf der Zukunft hätte, wäre Ingenieur, sagte er immer. Sein grosses Vorbild war sein Onkel und Götti, der berühmte Oberst Richard La Nicca, Bruder seiner Grossmutter und von ihm hochverehrt. Warum ich nicht Ingenieur werde, meinte er, aber ich konnte mich damit nicht befreunden. Erstens konnte ich mir unter Ingenieur nichts vorstellen, hasste das fremdländische Wort Ingenieur. Vielleicht war ich schon damals von der hochtrabenden Idee nach Ägypten zu können zu sehr angefressen, um etwas anderes in Betracht ziehen zu können.

Die ersten Wochen in Chur müssen für mich ziemlich hart gewesen sein. Kam ich doch aus einem behüteten Elternheim und einer trauten Dorfgemeinschaft in eine mir fremde Welt. Ich muss sehr unter Heimweh gelitten haben, was offenbar auch aus meinen Briefen nach Hause durchschimmerte. Das geht aus einem Brief hervor, den meine Mutter mir am 21. September schrieb:

«Du schreibst, Du kommest vielleicht schon am Sonntag wieder zu uns. Gewiss freuen wir uns sehr, unser liebes, gutes Johannesli bei uns zu haben, aber wie ich es an mir selbst vor bald 40 Jahren erfahren habe, kann ich Dich doch nicht gerade dazu anhalten. Ich hatte damals in Thusis gewiss so das gleiche Gefühl, wie man es jetzt in Deinen Zeilen wahrnehmen

kann und da sagte mir die gute Frau Rüedi in den ersten Wochen immer: Agatha, bleib Du lieber hier, sonst wenn Du heim gehst, hast Du in den nachfolgenden Tagen nur mehr Heimweh, und es war wirklich in der ersten Zeit auch so.

Mein liebes, liebes Johannesli, wenn es Dir nicht auch so geht, so komme Du nur so oft Du willst. Du bist uns gewiss herzlich willkommen.»

Ob ich an jenem Sonntag nach Flerden gefahren bin, weiss ich nicht mehr; ich glaube kaum. Wahrscheinlich habe ich für die Schule gearbeitet, wollte ich doch nicht der Unterste in der Klasse sein. Alle meine Klassengenossen kamen aus der Sekundarschule und hatten punkto Wissen mir einiges voraus. Ich gab mir alle Mühe, dieses Manko aufzuholen und arbeitete anhaltend, um in die vorderen Ränge aufzusteigen, was mir nach einiger Zeit auch gelang ohne als Streber zu gelten. Ich fand also bald gute kameradschaftliche Beziehungen zu einigen Klassengenossen. Sie verbinden uns bis heute.

War es, dass das Heimweh nicht verschwinden wollte, war es, dass die kaufmännischen Fächer mir nicht zusagen wollten, auf jeden Fall tauchte die Frage, ob ich den richtigen Beruf gewählt habe, immer wieder in mir auf und hinderte mich an einem konzentrierten Arbeiten. Je mehr sich die Welt der Geschichte und vor allem auch der Literatur zu öffnen begann, umsomehr wuchs mein Intresse dafür und liess mich die Handelsfächer in den Hintergrund drängen.

Mein Lieblingslehrer war Prof. Dr. Blasius Caliezi, unser Deutschlehrer. Er verstand es auf feinsinnige Art, uns in die deutsche Sprache und Literatur einzuführen. Seine Stunden waren mir ein Genuss; sie öffneten mir die Augen für die Schönheit und den Reichtum der deutschen Literatur. Wir begannen mit Stifters Hochwald, Grillparzers Ahnfrau, Schillers Braut von Messina und Don Carlos und Gottfried Kellers Romeo und Julia auf dem Dorfe. Ich war begeistert davon und vertiefte mich in weitere Werke dieser Dichter, indem ich mir die billigen Reklame-Bändchen kaufte. Caliezis Aufsatzthemen waren auch immer sehr interessant. Ich machte mir zur Aufgabe, möglichst lange Aufsätze zu schreiben. Einige Hefte habe ich heute noch. Sie liegen diesen Zeilen bei. Beim heutigen Wiederlesen muss ich mir sagen, dass sie stilistisch schlecht waren, wenn auch inhaltlich passabel. Trotzdem brachten sie mir gute Noten ein, vielleicht weil ich immer versuchte, dem Aufsatz eine persönliche, gefühlsbetonte Note zu geben.

Das Gegenteil von Prof. Caliezi war Prof. Emilio Gianotti, unser Italienischlehrer. Er trug zu Recht den Übernahmen «Seeräuber». Ein Koloss von einem Mann, mit langem, weissem Bart und Händen wie ein Steinmetz. Diese Hände sollten in seinem Unterricht eine ganz besondere Rolle spielen. Er hatte die Gewohnheit, die Schüler einzeln an seinen Pult kommen zu lassen, liess sie die Faust machen und nahm diese in seine Pranke. Jedes Mal, wenn man einen Fehler machte, pumbs, schlug er mit der Kraft seiner Pranke unsere kleine Faust auf das Pult nieder, wobei die Knöchel der Schülerhand ganz ordentlich schmerzten. Seine Stunden waren mir ein Greuel. Ich war ja auch schlecht im Italienisch. Als ich dann anfing, auf eigene Initiative von Grund auf nachzubüffeln, begann es bald besser zu werden, und schliesslich ergatterte ich noch ganz passable Noten, besonders im letzten Jahr.

Mit unserem Handelslehrer, Prof. J. J. Wolf, verstand ich mich ganz gut. Ich gab mir alle Mühe intensiv mitzumachen und erhielt auch ganz gute Noten. Aber seine Fächer, Handelslehre, Rechnen, Rechtskunde, Buchhaltung, etc. interessierten mich nicht sonderlich. Einzig der Volkswirtschaftslehre konnte ich etwas mehr Interesse abgewinnen.

Fächer, die mich mehr interessiert hätten, wären neben Geschichte (wir hatten in den ersten zwei Jahren lediglich zwei Wochenstunden) vor allem die naturkundlichen Fächer gewesen, aber diese, wie auch Zeichnen und Musik, gab es in der Handelsschule eben nicht. Dies wird mit ein Grund gewesen sein, dass die Frage erneut wieder auftauchte, ob ich doch nicht besser täte, ins Seminar überzuwechseln. Offenbar habe ich in diesem Sinne auch

nach Hause geschrieben. Im Gegensatz zur früheren Stellung meiner Eltern schien vor allem meine Mutter ihre Meinung geändert zu haben. Mit Brief vom 2. November 1921 schrieb sie mir:

«Wenn es Dir bei den Handelsschülern nicht gefällt, so kannst Du noch gut zu den Seminaristen gehen. Papa könnte an das Rektorat schreiben. Wegen dem Singen könntest Du es getrost wagen. Da sind sicher viele im Seminar, die es nicht besser verstehen, als Du mein Lieber.»

Wir werden die Angelegenheit wohl noch verschiedentlich erörtet haben, aber geschehen ist schlussendlich nichts. Ich bin in der Handelsabteilung geblieben.

Aus dieser Zeit habe ich auch noch einen Brief von Papa, datiert vom 8. November 1921, einen sehr schönen Brief. Wie er von Peter gehört habe, soll ich sehr viel arbeiten und nie ausgehen. Arbeiten sei schon recht, schrieb er, aber ich solle mich doch aus gesundheitlichen Gründen nicht überarbeiten und vor allem nicht zum Streber werden.

Mir will scheinen, dass Papa damals die Lage doch nicht ganz richtig eingeschätzt hat. Wohl bin ich nur sehr selten ausgegangen. Aber wenn ich daheim im Zimmer über meinen Büchern sass, so wollte das noch lange nicht heissen, dass ich mich mit meinen Schulaufgaben befasste. Im Gegenteil, meine Gedanken kreisten wohl dauernd um das Problem meiner Berufswahl und meiner eigenen Entwicklung. Dabei mag noch immer das Heimweh eine Rolle gespielt haben. Ein Streber bin ich nie gewesen und bin auch von meinen Kameraden, im Gegensatz zu anderen Klassengenossen, nie als solcher angesehen worden.

Gesundheitlich ging es mir damals wirklich auch nicht schlecht. Das sollte sich jedoch bald ändern.

Einen ersten Anfall einer Blinddarmentzündung erlitt ich in den Osterferien 1922. Eines abends erlitt ich furchtbare Krämpfe und Magenschmerzen. Sie wollten sich auch nachts nicht legen und steigerten sich derart, sodass Papa sich entschloss spät nachts nach Thusis zu gehen, um Doktor Schreiber heraufzuholen.

Die Kantonsschulklasse mit Prof. Joh. Jakob Wolf.

Als sie im Morgengrauen in Flerden anlangten, war ich jedoch eingeschlafen. Doktor Schreiber untersuchte mich und drückte plötzlich kurz auf den Blinddarm, was mir einen Schrei entriss.

Seine Diagnose war eine akute Blinddarmentzündung, die dies Mal zwar gut vorübergegangen sei, sich aber wiederholen könne. Auf die schüchterne Einwendung meiner Mutter, dass ich ja vor allem Magenschmerzen habe und keinesfalls in der Blinddarmgegend, erklärte er kurz, dass dies eben ein typisches Anzeichen sei für eine Blinddarmentzündung. Übrigens sei im Moment die Gefahr vorüber und sie solle jetzt vor allem für den Vater Sorge tragen, der viel mehr mitgenommen sei, als der Bub. Papa war von dieser Reise nach Thusis und zurück schweissgebadet und übermüdet. Er war damals schon 63 Jahre alt.

Ich erholte mich von diesem Anfall ziemlich rasch und ging nach Ferienabschluss wieder nach Chur an die Kantonsschule. Es ging auch ganz gut. Ich konnte das Schuljahr beenden und kam dann heim in die Ferien.

Den zweiten Anfall erlitt ich kurz vor den Weihnachtsferien. Man rief Doktor Plattner zu Hilfe. Er war langjähriger Hausarzt von meinem Grossonkel Richard Camenisch (alt Stadtpräsident). Er verordnete vorsorglicherweise meine Überführung ins Kreuzspital. Es war am heiligen Abend oder einen Tag zuvor. Peter war soeben von seinem ersten Semester in Jena zurückgekehrt. Man verlud mich auf einen gewöhnlichen Schlitten. Frau Liver und Peter begleiteten mich. Spät abends im Spital suchte mich Dr. Plattner auf in Begleitung von Dr. Zanolari, dem Chirurgen, einem schweigsamen, hageren Mann mit einem «Theophil von Sprecher» Gesicht. Das einzig, was er sagte, war: heute geht es noch nicht ans Messer. Dann gingen sie.

Auch diesmal erholte ich mich wieder rasch von meinem Anfall und konnte kurz nach Weihnachten nach Hause entlassen werden. Ich wurde von allen herzlich aufgenommen und von meiner Mutter treu umsorgt.

Nach Ferienschluss wollten sie mich noch daheim behalten, aber ich zog es vor, wieder nach Chur zurückzukehren, um an der Schule nicht ins Hintertreffen zu gelangen. Leider muss meine Rückkehr doch verfrüht gewesen sein. Ich litt dauernd an Appetitlosigkeit und Müdigkeit. Ich ging wieder zu Doktor Plattner, der eine latente Darmentzündung diagnostizierte und mir einen längeren Ferienaufenthalt empfahl. Ich muss in diesem Sinne nach Hause geschrieben haben, was aus Papas langem und ausführlichen Brief vom 14. Januar 1923 hervorgeht. Er machte mir dabei den Vorschlag, entweder für ein ganzes Jahr auszusetzen oder dann mindestens bis Ostern Urlaub zu nehmen, um mich ganz erholen zu können. Offenbar konnte ich zu keinem Entschluss kommen und überliess es meinen Eltern, einen Entscheid zu fällen, was aus Papas Brief vom 18. Januar klar hervor geht. Wie sehr sich Mama um mich sorgte, geht aus ihrem Brief vom 14. Januar hervor.

Ende Januar nahm ich Urlaub und kehrte zur Erholung nach Hause zurück.Treu umsorgt von meiner Mutter und von allen verwöhnt, liess ich es mir wohl sein, aber mein Gesundheitszustand wollte sich doch nicht merklich bessern. Zwar hatte ich wieder etwas mehr Arbeitslust und begann dem Schulunterricht durch Heimarbeiten zu folgen. Auch nahm ich, ein- oder zweimal in der Woche, Französisch- und Italienisch-Unterricht bei Frau Pfarrer Walser. Sie war in jungen Jahren in Florenz gewesen und war begeistert von Florenz. Wir lasen zusammen oder versuchten Biographien zu lesen über das Leben in Florenz im Quattrocento, Lorenzo il Magnifico, Lionardo Savonarola und andere. Ihr verdanke ich meine Begeisterung über Florenz und das Quattro- und Cinquecento. Sie ist mir mein Leben lang geblieben.

Trotz der Pflege meiner Mutter und der Fürsorge aller, scheint sich mein Gesundheitszustand doch nicht gebessert zu haben. Ich fühlte mich einfach nicht wohl in meiner Haut und meine Kräfte schienen abzunehmen. Ich schlug daher meinen Eltern vor, doch nochmals Doktor Schreiber in Thusis zu konsultieren. Meine Mutter und insbesondere Nana waren dagegen. Die jungen Ärzte wollten sowieso

nur operieren. Gegen ihren Widerstand suchte ich ihn auf, ein stattlicher Mann mit einem tiefen Schmiss in der Wange und einem zwinkernden Auge. Er erklärte mir unumwunden, dass mein Unbehagen von einer latenten Blinddarmentzündung herrühre. Ich solle mich doch operieren lassen, bevor der Fall akut käme, zumal ich jetzt gesundheitlich in guter Position sei.

Mit diesem Bericht ging ich nach Hause, überzeugt von seiner Richtigkeit. Mama war traurig und dagegen, Papa wollte zuerst selbst mit Doktor Schreiber sprechen. Also ging er am nächsten Tag nach Thusis. Ich erinnere mich noch gut an seine Rückkehr. Ich war vor unserem Hause in jenem warmen Märznachmittag und sägte Erlen. Ich sehe ihn noch heute vor mir stehen und mich fragen: ja willst Du es wirklich wagen? Ich sagte ja. Dann könnte ich in zwei Tagen kommen. Die Frage war nun, wie sollten wir es unserer Nana beibringen. Wir kamen überein, dass wir ihr am besten nichts sagen sollten. Ich besuchte sie noch kurz vor meiner Abreise nach Thusis, ohne jedoch etwas zu sagen.

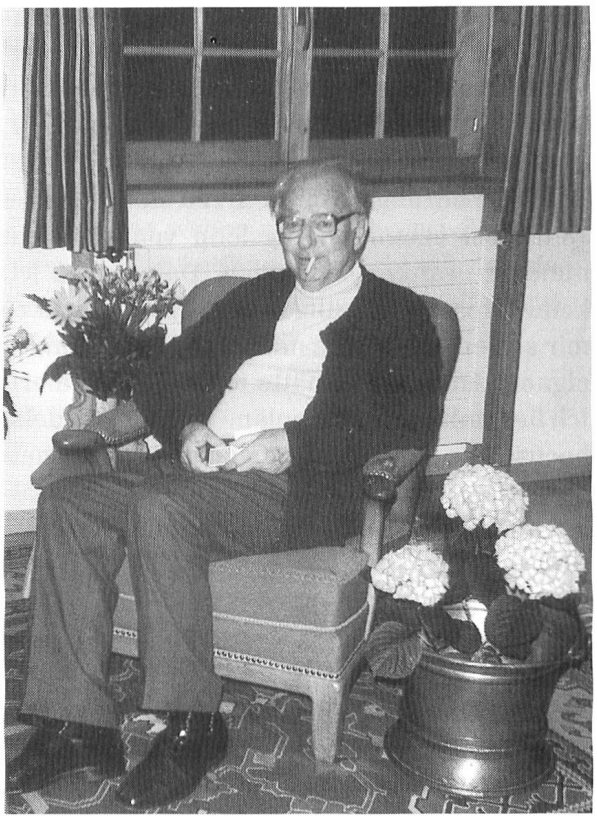
Meine Mutter war die Tochter des Ehepaars Padrutt Liver und der Margreth geborenen Marx. Letztere stammte von Pfarrer Johann Marx und der Agatha geb. Fleisch. Pfarrer Marx amtete in Safien, im Avers, in Thusis und später in verschiedenen Gemeinden am Heinzenberg. Das Ehepaar Marx besass 10 Kinder, wovon 9 Mädchen. Margreth Liver-Marx war also meine liebe Nana, mit der ich wie meiner Mutter eng verbunden war. Da ihr Ehemann verhältnismässig früh starb, wohnte sie, als ihre Kinder sich verheiratet hatten, allein im väterlichen Hause. Als Knabe verbrachte ich mehrere Jahre die Abende und Nächte bei ihr als kleiner Gesellschafter und Beschützer. Später, als ich in Ägypten weilte, schrieb sie mir öfters liebe Briefe.

Anton Hossmann, unser Knecht, begleitete mich am Nachmittag nach Thusis und trug mein Köfferchen. Am nächsten Tage wurde ich operiert. Damals machte man noch keine so grossen Vorbereitungen, Proben und Spritzen. Schwester Rosa holte mich punkt acht Uhr ab und schob mich in den Operationssaal. Man schnallte mich an den Händen und Füssen fest, stülpte mir die Gashaube über, gebot mir bis auf zehn zu zählen, aber alsobald war ich weg.

Ich erwachte in meinem Bett, das besorgte Gesicht meiner Mutter über mich gebeugt. Ich hatte Durst, fühlte einen Druck und Schmerz in der Blinddarmgegend, aber sonst ging es mir gut. Welche Sorge sich meine Mutter um mich machte, ging erst aus einem Brief hervor, den sie mir ein Jahr später schrieb, als ich ihr zu ihrem Geburtstage gratulierte.

Der Brief lautete folgendermassen:

«Vielen herzlichen Dank für Deine liebe Gratulation zu meinem Geburtstage. Die prächtigen Südfrüchte freuten mich sehr. Dein guter Wille und Deine treue Liebe und Anhänglichkeit schätze ich viel höher als den Wert des kostbaren Geschenkes. – Heute vor einem Jahr war der 13. März, der Tag grosser Sorge und Ängste um meinen lieben Johannes. Der 14. März war der Tag Deiner Blinddarmoperation



Sein Alterssitz.

und zugleich mein Geburtstag. Da meinte ich, einen so schweren Geburtstag noch nie erlebt zu haben. Aber als ich Dich am Nachmittag besuchte und Dich mein Lieber so still und zufrieden antreffen konnte, war ich so glücklich und voller Dankbarkeit gegen Gott, sodass ich den 13. März 1923 zu den segensreichsten meines Lebens zählen konnte.»

Zur damaligen Zeit verlangte eine Blinddarmoperation einen Aufenthalt im Spital von mindestens zehn Tagen. Nach ungefähr zehn Tagen konnte ich denn auch heim, und anschliessend ging alles gut. Doktor Schreiber hatte mit seiner Diagnose doch recht gehabt.

Nach den Osterferien ging ich wieder in die Kantonsschule. Ich möchte fast sagen, ich war ein anderer Mensch. Nicht nur, dass es mir gesundheitlich gut ging, dass das Heimweh verschwunden war, sondern von nun an fühlte ich mich in Chur auch sehr wohl.

Der Rest meiner Kantonsschülerzeit verlief denn auch ohne grosse Ereignisse und fast programmgemäss. Probleme tauchten erst auf, als es sich am Ende des letzten Schuljahres darum handelte eine Stelle zu finden. Zur damaligen Zeit war das keineswegs leicht.

Die besseren unter meinen Klassengenossen fanden Unterschlupf bei der Kantonalbank, aber nicht etwa als Angestellte, sondern lediglich als Lehrlinge. Die Lehrzeit dauerte drei Jahre bei einem Anfangslohn von vielleicht hundert Franken monatlich. Dazu hatte ich keine grosse Lust, abgesehen davon, dass es mir schien, ich würde mich nicht zum Bänkler eignen. Am liebsten hätte ich weiter studiert. Ich liess mir die Studienpläne von der Handelshochschule St. Gallen kommen und schlug meinen Eltern vor, das Handelsstudium in St. Gallen aufzunehmen. Sie stimmten meinem Vorschlag zu.

Die Diplomprüfung bestand ich ohne Schwierigkeiten und mit guten Noten. Für den Sommer kehrte ich heim.

Damit wäre ich eigentlich mit meinem Bericht über meine Kantonsschülerzeit zu Ende. Aber beim nochmaligen Durchlesen der lieben Briefe meiner Eltern, von Nana und Dety, tauchte noch so vieles auf, das in diesem Bericht nicht verzeichnet ist. Das ganze Dorfleben wird wieder lebendig mit den Nöten und Sorgen einer Bergbauernfamilie, der vielen Arbeit in Haus und Stall von früh bis spät, der Sorge um die Zukunft, denn damals steckte die Landwirtschaft in einer schweren Krise. Im Brief von Mama vom 26. September 1922 schreibt sie unter anderem:

«Am Markt in Thusis hat Papa nur das Schäfli (ein Rind) für Fr. 800.– verkauft. Für das Leni bot niemand mehr als Fr. 700.– (vom alten Hossmann). Dieser habe immer schlechte Laune, weil er für seine teuren Mesen und Fardel nicht mehr bekomme, als er vor 1–2 Jahren bezahlt habe. Engelhard Camenisch hat von seinen 9 oder 10 Zeitkühen auch nur zwei verkauft. Zu solchen Preisen gebe er sein Vieh einfach nicht».

Anderen Briefen entnehme ich, dass Birnen in jenem Herbst 6 bis 8 Rappen pro Kilo kosteten; Butter 6 Franken pro Kilo. Ferner schrieb sie, dass Papa Rag. Christoffel als Sommerknecht angefragt habe. Er fordert Fr. 160.– als Monatslohn. Es ist wohl viel für unsere Verhältnisse, aber der Arbeitsleistung nach ist nicht viel zu sagen.

Es lässt sich heute kaum mehr vorstellen, wie bescheiden man damals leben musste und noch viel weniger, dass man sich weder arm noch unglücklich fühlte. Wenigstens habe ich selbst nie das Gefühl von Armut oder etwelchem Verzicht gehabt. Allerdings kannte ich damals die Sorgen meiner Eltern nicht. Für mich waren wir eine der angesehensten Familien im Dorf und nach meiner Meinung wohlhabend. Papa war sehr beliebt und angesehen. Er war Kreis- und Bezirksgerichts-Präsident gewesen. Man nannte ihn landauf und -ab immer Präsident Heinz.

Papa war sehr freigebig und jovial, Mama sehr zurückhaltend und sparsam, aber wenn Bettler und Hausierer, deren es damals in Massen gab, an der Türe klopften und sie Frau Präsident nannten, liess sie diese nie ziehen ohne etwas abzukaufen, oder ein Stück Speck, Käse oder Wurst, was sie gerade hatte, zu geben.

Ich hätte mir zwar selbst Gedanken machen können über die Einkommensverhältnisse und

mindestens in späteren Jahren ausrechnen können, dass sie Mühe hatten, aus ihrem landwirtschaftlichen Einkommen meinen Aufenthalt in Chur zu bestreiten. Aber Papa hatte ja in Chur auf der Kantonalbank ein Konto, und dort konnte ich mit seiner Vollmacht abheben was ich brauchte. Das genügte mir.

Ausserdem schickte Mama an Frau Liver, bei der ich in Pension war, regelmässig Bergkäse und Butter, mitunter auch Schaffleisch, was diese dem Pensionspreis anrechnete. Leider habe ich keine Unterlagen mehr, welchen Pensionspreis man damals bezahlen musste.

Es wäre aber unziemlich diesen Bericht abzuschliessen, ohne Frau Liver, oder wie wir sie später nannten, Bäsi Dety, besonders zu erwähnen.

Frau Liver-Profanter war die Witfrau von Lehrer Padrutt Liver, einem entfernten Vetter meiner Mutter. Nach dem frühen Tode ihres Mannes betrieb sie zuerst in Davos und dann in Chur eine sogenannte Kostgeberei. Sie beherbergte vor allem Kantonsschüler, aber in den schöneren Zimmern auch einige Angestellte. Mit den Kantonsschülern verfuhr sie ziemlich nach eigenem Gutdünken. Im ersten Jahr hatte ich als Schlafstelle nur eine unbeheizbare Dachkammer zusammen mit einem Kantonsschüler Malär aus Celerina, mit dem ich mich nicht vertrug. Die Schulaufgaben hatte ich im Esszimmer zu lösen. Später wurde ich dann im sogenannten zweiten Esszimmer, das nur über Mittag benutzt wurde, einquartiert, zuerst mit Herrn Michel, einem Unikum, und dann mit Tes Walser. Erst nach meiner Krankheit bekam ich ein eigenes Zimmer, aber das auch nur zusammen mit Frau Livers Sohn Ricci, der ein Jahr jünger war als ich und ins Gym ging. Nun, wir haben uns nicht sehr gut verstanden, aber es ging doch.

Mit Frau Liver selbst habe ich mich sehr gut verstanden, sie wurde mir zur zweiten Mutter, besonders als ich krank war. Auch sie muss mich gut gemocht haben, denn sonst hätte ich nicht die höchste Auszeichnung die sie vergab, erhalten, nämlich, dass man mit ihr in der Küche essen durfte, statt im Speisezimmer, wobei es dann besonders abends manchen Extrabrocken abgab. Frau Liver war schon damals magenleidend, was sie mitunter in gereizte Stimmung versetzte. Dabei konnte sie nicht nur ihre Angestellten tüchtig ausschimpfen, sondern auch wir Kantonsschüler bekamen oft «etwas ab». Doch wir nahmen es ihr nicht übel, weil wir ihr gutes Herz kannten.

Ich sah Frau Liver zum letzten Mal im Herbst 1927, als sie schwer krank im Bette war. Kurze Zeit darauf ist sie gestorben, im gleichen Jahr wie unsere liebe Mama.

Damit sei der Bericht über meine Kantonsschulzeit abgeschlossen. Die ihr zu Grunde liegenden Briefe wollte ich ursprünglich verbrennen, aber nun sind sie mir so lieb geworden, dass ich sie weiter aufbewahren will und sie diesen Zeilen beifüge. Vielleicht werden sie in kommenden Jahren für die Nachwelt wertvoller sein als diese Zeilen.